

# Enggeschichte

## «Spezialaufnahme für den Welt-Spiegel»

*Auf dem Cover der «Illustrierten Berliner Zeitschrift» prangte am 17. Juli 1927, drei Tage vor dessen achtzigstem Geburtstag, die «neueste Aufnahme des Meisters in seiner Villa am Wannensee». Um Max Liebermann war es ruhiger geworden. Zu klassisch und konservativ war vielen der einstige Berliner Secessionist. Nun aber wurde er mit einer großen Retrospektive gefeiert. Die Honoratioren der Republik standen mit Gratulationen Schlange. Der vielgefragte Porträtmaler sitzt in seiner Gartenresidenz einer Fotografin Porträt – ein Stillleben behaglicher Bürgerlichkeit. Der Hintergrund ist Kulisse, aber man meint, den See und das gegenüberliegende Ufer zu sehen. Kulisse ist auch das Bild selbst, denn die Illustrierte brachte sonst nichts zu Liebermann, stattdessen eine Bilderrevue zu Schauspielern des jungen Weimarer Films, cool und lässig, leicht und luftig. Passend dazu die Meldung «Das Verjüngungsproblem gelöst» und der Fortsetzungsroman «Die Gondel der Träume». – «Wissen sie, det sieht alles jut aus, aber et is nich jut!», soll Liebermann gesagt haben.*

Foto: S. Frank, in: Der Welt-Spiegel, Nr. 29, 17. Juli 1927

Zeitschrift für Ideengeschichte  
Heft XVII/2 Sommer 2023

## Wannsee

Herausgegeben von  
Martin Hollender,  
Hedwig Richter &  
Michael Matthiesen

Deutsches Literaturarchiv Marbach  
Klassik Stiftung Weimar  
Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel  
Wissenschaftskolleg zu Berlin  
Stiftung Preußischer Kulturbesitz Berlin  
Kunsthistorisches Institut in Florenz – MPI

4  
5  
11  
9  
3  
3  
8  
2  
6  
51  
3  
3  
7  
5  
3  
5  
8  
4

Die Bedrohungen durch den Antisemitismus bleiben, aber andere «Schrecknisse», ökonomische Sorgen schieben sich Ende der zwanziger Jahre in den Briefen in den Vordergrund. Die Massenarbeitslosigkeit wirft nun auch ihren Schatten auf die einst so florierende Garteninsel. Täglich, so teilt Liebermann im Sommer 1930 mit, erhalte er «Bettelbriefe»<sup>10</sup> und höre, räsoniert er einen Sommer später, «nur von Failliten [Konkursen], Pleiten u Liquidationen».<sup>11</sup> Es sei «selbstverständlich», dass er Vielen «ein Dorn im Auge» sei. Wer wie er, so Liebermann, «ein halbes Menschenalter an der Spitze der berliner Secession u nun schon 11 Jahre Präsident der Akademie ist, hat viele Feinde [...]».<sup>12</sup> Ein Affekt gegen die Avantgarde, auch ein leises Seufzen über den Zeitgeist der Gegenwart – «wo die Kritik nur «das Moderne» schätzt»<sup>13</sup> – mischt sich in den zwanziger Jahren in seine Briefe.

Doch waren die Feindschaft, das Ressentiment auf der Rechten wohl am wenigsten im Künstlerischen, in seinem vor dem Horizont der «Neuen Sachlichkeit» unzeitgemäßen, impressionistischen Malstil zu suchen. Vielmehr wird es Liebermanns Mixtur aus exponierter gesellschaftlicher Stellung, großbürgerlichem Gestus, ökonomischer Prosperität, liberalen politischen Auffassungen – und nicht zuletzt seine jüdische Abkunft gewesen sein, die ihn zur prominenten Hassfigur der Nationalsozialisten machte.

Wie immer, wenn die Tage kälter wurden, hatte Liebermann im Herbst 1932 seine Garteninsel verlassen und sich in seine Stadtwohnung aufgemacht. Den letzten Winter der Weimarer Demokratie – «in dieser schweren Zeit, die alles in Frage stellt»<sup>14</sup> – verlebte er in seinem Palais am Pariser Platz. Von dort sah er am 30. Januar 1933 den Fackelzug der Nationalsozialisten durch das Brandenburger Tor.

10 Schreiben an Hermann Müller vom 31. Juli 1930, in: Briefe 1927–1935, Bd. 8, S. 341.

11 Schreiben an Julius Freund vom 28. Juli 1931; ebd., S. 406.

12 Schreiben an Hermann Müller vom 31. Juli 1931; ebd., S. 408.

13 Schreiben an Rudolf Danke vom 19. Mai 1927; ebd., S. 62.

14 Schreiben an Gerhart Hauptmann vom 12. Juli 1932; ebd., S. 482.

Bildnachweis:  
Abb. 1 und 2: Staatsbibliothek zu Berlin.

## 20. Januar 1942, Tagesordnungspunkt Völkermord

Ein Gespräch mit Deborah Hartmann

«Besprechung mit anschließendem Frühstück zum 20. Januar 1942 um 12,00 Uhr, Berlin, Am Grossen Wannsee 56–58». Auf der Tagesordnung – die «mit der Endlösung der Judenfrage zusammenhängenden Fragen». Eingeladen hatte Reinhard Heydrich, Chef des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA), in das Gästehaus der SS am Wannsee fünfzehn hochrangige Amtsträger aus der nationalsozialistischen Reichsregierung und den Sonderbehörden. Unter den Teilnehmern war aus dem Reichssicherheitshauptamt auch Adolf Eichmann («Referat IV B 4»), der ein Protokoll der Besprechung anfertigen ließ. Die Politikwissenschaftlerin Deborah Hartmann leitet seit Ende 2020 die Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz.

**Bis heute ist in der Forschung umstritten, welche Rolle der Konferenz am Großen Wannsee bei der Planung eines Völkermordes zukommt. Markiert die Besprechung am 20. Januar 1942 den Umschlagpunkt von einem «offenen» Antisemitismus zu einem «geheimen» Massenmord?**

In der Frage vermischen sich zwei Komplexe. Natürlich war der Antisemitismus insofern «offen», als er Teil der deutschen Alltagskultur auch schon vor der Machtübergabe an die Nationalsozialisten war. Im Nationalsozialismus zeigte er sich deutlich in Form öffentlicher Kampagnen, in Schulbüchern und Filmen, und er schlug sich auch in einer antisemitischen Gesetzgebung nieder. Jeder wusste, dass der Antisemitismus ein integraler Bestandteil der NS-Ideologie war. Der Antisemitismus war vor und blieb auch nach dem 20. Januar 1942 das synthetisierende Element, wenn man so möchte, das Betriebssystem der deutschen Volksgemeinschaft.

Zum Zeitpunkt der Wannsee-Konferenz ist der Massenmord alles andere als geheim. Er vollzieht sich bereits in *mörderischer* Offenheit vor aller Augen – bei Massenerschießungen im besetzten Ost- und Südosteuropa. Der deutsche Marinesoldat Reinhard Wiener hat das im Sommer 1941 in einem Privatfilm von Massenerschießungen im lettischen Liepaja festgehalten. Über Stunden stehen da ganz gewöhnliche Soldaten um den Tatort herum und schauen der Ermordung jüdischer Männer durch die Einsatzgruppen zu. Die Wannsee-Konferenz ändert das nicht, die Er-

schießungen dauern bis Kriegsende parallel zum Mord in den Lagern an – auch von daher markiert die Wannsee-Konferenz keinen Übergang.

Die Einladung zur Besprechung am Wannsee ist zwar protokollarisch als «Geheime Reichssache» gekennzeichnet, aber dass dieses Zusammentreffen einen Übergang von etwas «Offenem» zum «Geheimen» markieren würde, wäre eine vollkommen falsche Annahme, da es einen solchen Umschlagpunkt im Zuge von Ausgrenzung, Vertreibung und Ermordung der europäischen Jüdinnen und Juden nicht gibt. Die Deportationen beginnen im Oktober 1941, unweit der Wannsee-Villa am Bahnhof Grunewald, in aller Öffentlichkeit. Einen Monat zuvor, im September 1941, schreibt Goebbels im Leitartikel auf der Titelseite der Zeitung *Das Reich*, dass Hitlers Prophezeiung von der «Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa» sich jetzt vollzöge. Hitler hatte im Januar 1939 diese «Prophezeiung» öffentlich im Reichstag formuliert, und er selbst wie auch andere NS-Größen nehmen immer wieder Bezug darauf, auch im unmittelbaren Vorfeld der Besprechung vom 20. Januar 1942.

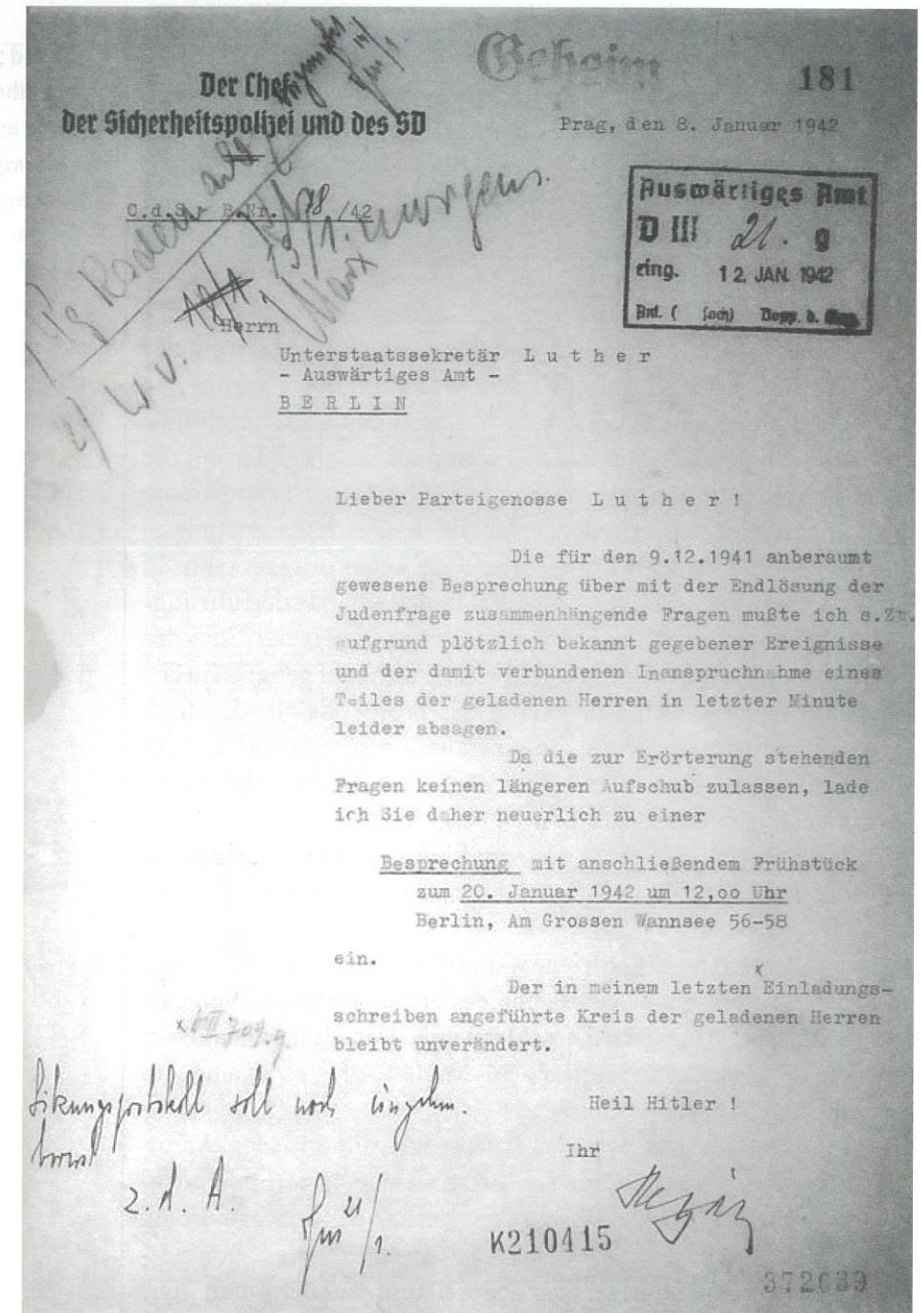
Insofern steht die Besprechung am Wannsee eher für die konsequente Fortentwicklung eines sprachlich längst etablierten Vernichtungsantisemitismus. Mit der Besprechung und dem im Anschluss von Adolf Eichmann verschickten Protokoll wird vielmehr Öffentlichkeit konstruiert und nicht, wie der Stempel und die Signatur «Geheime Reichssache» auf der überlieferten Akte uns glauben lassen, Geheimniskrämerei betrieben.

Von den dreißig Ausfertigungen des fünfzehn Seiten langen «Besprechungsprotokolls», die Eichmann anfertigen ließ, hat sich nur eine – die «16. Ausfertigung» – erhalten. Was waren Heydrichs tiefere politische Beweggründe, Spitzenbeamte der Nazi-Regierung und diverse SS-Führer in das Gästehaus der SS am Wannsee zu laden? War es die Sorge vor nicht mehr beherrschbaren Zuständen in den eroberten Ostgebieten? Oder fürchteten die Spitzenbeamten aus dem Reich, dass die Deportationen aus dem Reich Proteste gegen das Regime und schlechte Presse im Ausland provozieren könnten?

Das würde ich anders fassen. Die vermeintlich nicht mehr beherrschbaren Zustände, der Eroberungskrieg, die freigesetzte

Abb. 1

«Da die zur Erörterung stehenden Fragen keinen längeren Aufschub zulassen». Einladung zur Besprechung der «Endlösung der Judenfrage» am Wannsee vom Chef der Sicherheitspolizei und des SD, Reinhard Heydrich, an den Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, Martin Luther (1895–1945). Brief vom 8. Januar 1942, Prag.



Radikalisierung hatten im Hinblick auf den sich jetzt vollziehenden Massenmord eine wichtige Funktion. Aber das bisher unvorstellbare Ziel des deutschen Vernichtungswahns, eine Welt ohne Juden, erforderte eine gewisse arbeitsteilige Systematik, mit der die Besatzer in Osteuropa Vertreibungen und Deportationen, Konzentration und Ghettoisierung, Massenerschießungen und Aushungern «effektiv» organisieren konnten. Hier setzt die Besprechung am Wannsee ein. Sie buchstabiert aus, was *on the ground* im Osten bereits reibungslos funktionierte und nun mit Hilfe aller zuständigen Stellen und unter Heydrichs Leitung zur bürokratischen «Perfektion» gebracht werden sollte.

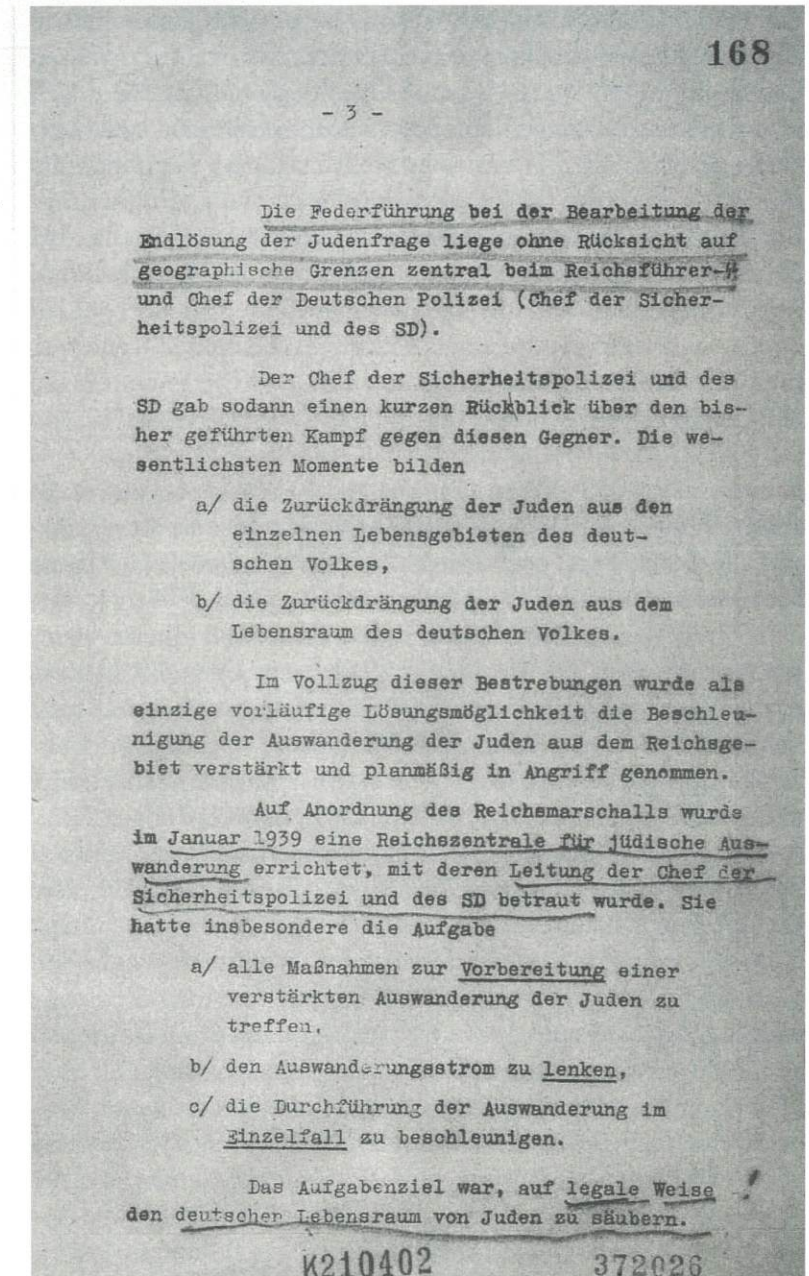
Weder ein vermeintliches Chaos in Osteuropa noch potentielle Proteste im Reich oder im Ausland waren für Heydrich Grund zur Sorge oder gar ein Anlass, im Januar 1942 zu einer Besprechung aus seinem Protektorat an die Peripherie der Reichshauptstadt zu fliegen. Es ging ihm im Kern darum, im Regierungszentrum in Berlin seine Zuständigkeit zu dokumentieren. «Federführung» heißt das in der Sprache des Protokolls. Die sichert der Chef des Reichssicherheitshauptamts – «ohne Rücksicht auf geographische Grenzen» – sich gleich am Anfang des Protokolls ab. Heydrich ging es am Wannsee darum, die zentralen Ämter umfassend zum Massenmord zu informieren und sich nach Herstellung dieser Mitwisserschaft ihrer Mitarbeit zu vergewissern. Zudem ging es darum, den bislang lokal in Ost- und Südosteuropa stattfindenden Massenmord auf alle Juden in Europa auszuweiten.

Das Haus der Wannsee-Konferenz war ursprünglich eine Fabrikantenvilla, die in den ersten beiden Jahren des Ersten Weltkriegs von dem Architekten Paul Baumgarten errichtet wurde. Damals hatte das Haus noch die Adresse: Große Seestraße 56–58. 1940 ging es an eine Stiftung mit dem Namen «Nordhav» ...

Die Stiftung Nordhav war seit 1940 Eigentümerin der Wannsee-Villa. Zuvor hatte sie auf der Ostseeinsel Fehmarn, dem Geburtsort von Heydrichs Frau, den Katharinenhof erworben. Zweck der Stiftung war es, beide Liegenschaften als Erholungsheime für SS-Angehörige auszubauen und zu betreiben. Die Wannsee-Villa als exponierter Ort am Rande der Reichshauptstadt war dafür vorgesehen, als Gästehaus der Sicherheitspolizei

Abb. 2

«Die Federführung bei der Bearbeitung der Endlösung der Judenfrage liege ohne Rücksicht auf geographische Grenzen zentral beim Reichsführer-SS und Chef der Deutschen Polizei (Chef der Sicherheitspolizei und des SD).» Auszug aus dem von Adolf Eichmann angefertigten Besprechungsprotokoll über die «Endlösung der Judenfrage».



und des SD für hochrangige Gäste und Besprechungen zu dienen. Das Reichssicherheitshauptamt enteignete oder kaufte in diesen Jahren im großen Stil am Wannsee Immobilien. Dass die SS sich in diese alte großbürgerliche Lebenswelt einschreibt, geschieht sicher nicht zufällig. Die Präsenz stellt klar, dass die SS nun die eigentliche tragende Säule des Reiches ist, auf die es ankommt. Als Heydrich die Spitzenbeamten der Nazi-Regierung für den 20. Januar 1942 in das Gästehaus einlädt, ist das Hofhalten und Repräsentieren in hochherrschaftlichen Räumen schon geübte Praxis. So hielt es der Reichsprotector von Böhmen und Mähren in seinem Schloss auf dem Burgberg in Prag oder in seinem Palais auf dem Prinz-Albrecht-Gelände.

**Dem historisch unbedarften Besucher sticht am Wannsee zuerst die Schönheit des Ortes ins Auge – der See, in dem sich die Sonne spiegelt, die weißen Segel am Horizont. Erschwert der *locus amoenus* die politische Bildungsarbeit?**

Das Schwierige an diesem Ort sind ja nicht die Schönheit und der Kontrast zu den hier im Januar 1942 besprochenen Themen, sondern die Tatsache, dass dieser Ort ein Täterort, aber eben kein Tatort ist. Wenn wir uns die Standorte ehemaliger Konzentrations- oder Todeslager anschauen, dann handelt es sich dabei auch um schöne und liebevolle Orte, die von Wiesen, Wäldern und Seen umgeben sind. Dort finden wir den Kontrast zwischen *locus amoenus* und Tatort oft noch in wesentlich ausgeprägterer Form.

Das Irritierende ist eher, dass am Wannsee über einen Verbrechenskomplex gesprochen wird, der vermeintlich sehr weit weg ist, während der Ort eine bürgerliche Kulisse – einladend und vertraut – ist. Daraus resultiert die Schwierigkeit, sich klarzumachen, dass die Verbrechen nicht in weiter Ferne, sondern vor unserer Haustür stattfanden und dass der Tatkomplex eben nicht nur Vernichtung umfasst, sondern bereits mit der Ausgrenzung und Entrechtung begonnen hat. Gerade die beschworene «Idylle» am Wannsee ist für unsere Bildungsarbeit eine gute Möglichkeit, Fragen aufzuwerfen, weil sich sofort erschließt, dass im Gegensatz von Anmut und Grauen gerade der Kern zum Verständnis des Verbrechens steckt.

Im Januar 1942 ist der Antisemitismus ein selbstverständlich akzeptierter Teil. Keiner der an der Besprechung Beteiligten sieht einen Widerspruch darin, in dem angenehmen, beheizten Ambiente einer bürgerlichen Villa mit Salon, Wintergarten und Panoramablick auf den winterlichen Wannsee die vollständige Vernichtung der jüdischen Bevölkerung Europas zu diskutieren. Darin zeigt sich, welche Normverschiebung stattgefunden hat. Der Zivilisationsbruch vollzieht sich am Wannsee fast lehrbuchmäßig. Der liebevolle Ort verstellt den Blick in den Abgrund gerade nicht, sondern er legt ihn in voller Grausamkeit offen.

**Mit der Hausnummer – «Großer Wannsee 56–58» – bekommt die Planung eines Völkermordes an den Juden eine konkrete Adresse. Als Gedenk- und politische Bildungsstätte ist Ihr Haus heute eingebunden in eine globale Landschaft der Erinnerung, die aktuell mit der kritischen Frage konfrontiert wird, ob die zentrale Fixierung auf den Holocaust in der deutschen Erinnerungskultur die Kolonialverbrechen des Nordens am globalen Süden marginalisiert hat.**

Schon der Begriff «Erinnerungskultur» ist für mich problematisch. Es wirkt so, als hätten wir es mit einer einzigen, homogenen Erinnerung zu tun, als würden wir als Gesellschaft als monolithischer Block über die Themen Nationalsozialismus, Holocaust und Shoah nachdenken. Was die Spiegelfechtereien um den für mich immer etwas opaken, abstrakten Begriff «Erinnerungskultur» verdecken, sind die Kämpfe, die notwendig waren, um hierzulande überhaupt ein Bewusstsein für die Beschäftigung mit der NS-Vergangenheit zu schaffen. Wie mühsam jüdische, aber auch andere Betroffenen-Perspektiven erkämpft werden mussten. Und das wiederum zeigt jenseits des Gegeneinander-Ausspielens, wie stark der Kampf um die Erinnerung an die Shoah in Deutschland eigentlich den Kämpfen um Anerkennung und Erinnerung von Betroffenen anderer Gewalterfahrungen verwandt ist.

Wenn wir heute der Erinnerung an den Holocaust eine Mitschuld an der Leugnung und Verdrängung von Kolonialverbrechen aufbürden, befördern wir Betroffenen-Konkurrenz und nehmen dazu die dominierende Gesellschaft aus der Verantwortung. Ich denke nicht, dass es die Erinnerung an die Shoah ist, die

der kritischen Auseinandersetzung mit Kolonialgeschichte im Weg steht. Wir sollten eher auf die Gemeinsamkeiten schauen. Und auch fragen, ob es in dieser Debatte wirklich immer nur um marginalisierte Perspektiven aus dem globalen Süden geht oder ob diese nicht als Deckmantel dienen, um die Legitimität Israels als Ort souveränen jüdischen Lebens in Frage zu stellen. Und wie weit sind wir eigentlich bereit, die Vielfalt und Heterogenität der Stimmen aus dem sogenannten globalen Süden zur Kenntnis zu nehmen? Angesichts der mutigen Proteste von Frauen gegen ein autoritäres, menschenfeindliches System im Iran ist das Schweigen gerade jener Akteure, die die Zentralperspektive auf den Holocaust als Hindernis zur Durchsetzung ihrer Erinnerungen sehen, sehr irritierend.

Ich sehe in der Debatte um die Erinnerungskultur eher einen typisch deutschen Wunsch nach Kategorisierungen und trennscharfen Begrifflichkeiten. Ambivalenzen, Widersprüche und Spannungen gehen dabei verloren.

**Auch die eigene Geschichte Ihres Hauses am Wannsee in der Nachkriegsgesellschaft spricht der oft ein wenig sich selbst genügenden, saturierten Erinnerungskultur der Bundesrepublik kein besonders gutes Zeugnis aus. Erst fünfzig Jahre nach der Wannsee-Konferenz wurde nach allerlei Graswurzelarbeit und lokalem Engagement die Gedenk- und Bildungsstätte errichtet.**

Was das große Wort der Erinnerungskultur ein wenig in Vergessenheit hat geraten lassen: Die Nachkriegsgesellschaft ist geprägt von Rechtfertigungen, Revisionismus, Leugnung, von Geschichtsklitterung und, ja, vielleicht auch von erstem Erinnerungskitsch, aber nicht von einem ernsthaften Bemühen, eine selbstkritische Auseinandersetzung zu suchen.

Das Haus der Wannsee-Konferenz ist über Jahrzehnte ein Schullandheim für den West-Berliner Innenstadtbezirk Neukölln. Der Historiker Joseph Wulf, ein Überlebender von Auschwitz, scheitert bei dem Versuch, hier ein Dokumentationszentrum zum Holocaust und seinen Folgeerscheinungen zu etablieren. Auch die westdeutsche und West-Berliner Gesellschaft hat sehr lange gebraucht, die Auseinandersetzung mit den Tätern zu suchen. Und so ist es vielen jüdischen Überlebenden und aus dem

## Die Brücke

Exil Zurückgekehrten gegangen: Ihnen wird mit Kälte, Misstrauen und Unwillen begegnet. Auch das hat sicher mit dazu beigetragen, dass Wulf sich 1974 das Leben nimmt. Sein Engagement trägt erst in den 1980er Jahren langsam Früchte, als sich mit Geschichtswerkstätten und den Initiativen eine «Geschichte von unten» formiert. Parallel zu den großen Debatten, zur Bitburg-Kontroverse oder zum Historikerstreit.

**Auf Ihrer Homepage ([www.ghwk.de](http://www.ghwk.de)) kann man die wichtigsten Dokumente der Wannsee-Konferenz einsehen und auch durch die neu konzipierte Dauerausstellung digital spazieren. Wie sehr helfen die neuen Medien bei der politischen Bildungsarbeit?**

Wir haben in diesem Haus schon immer verschiedene Medien genutzt, um Geschichte zu vermitteln. Das Haus selbst erzählt eigentlich von allein nichts über die Ereignisse vom 20. Januar 1942. Sonst hätte man es nicht so problemlos als Bildungsstätte oder Schullandheim nutzen können. Erst eine Gedenkplatte vor dem Haus ermöglichte es zufällig vorbeispazierenden Besuchern, eine Verbindung zwischen dem Ort und den NS-Verbrechen zu ziehen. Als das Haus dann nach langen, zähen Kämpfen 1992 zur Gedenkstätte wurde, zog eine Dauerausstellung in die Räume ein, in denen einst getagt worden war. Sie bediente sich in der ersten Konzeption insbesondere historischer Fotografien und basierte auf dem Bildband *Der Gelbe Stern*, den der erste Direktor der Gedenkstätte, Gerhard Schoenberger, bereits 1960 zusammengestellt hat. Dieser Band hat das öffentliche Bild vom Holocaust nachhaltig geprägt. Medien dienen also von Anfang an als Hilfsmittel und Erweiterung, um Geschichte an diesem Ort erfahrbar zu machen. Wir nutzen heute alle modernen Medien, auch um gerade junge Menschen zu erreichen, die oft viel unverblümter und direkter Fragen stellen. So sind manche *TikTok*-Videos von uns und von anderen Gedenkstätten außerordentlich häufig angeklickt und kommentiert worden.

**Unser Bildraum ist infiltriert von Filmen über die Wannsee-Konferenz. Historische Personen werden dort mit viel Nazi-Schminke von Schauspielern gemimt. Der Chef der Sicherheitspolizei und des SD Reinhard Heydrich in «Conspiracy» (2001) von dem britischen Schauspieler**

Kenneth Branagh, der für den Fernsehzuschauer ansonsten als Kommissar Wallander aus der südschwedischen Kleinstadt Ystad ermittelt. Oder der Sachse Heydrich von dem österreichischen Schauspieler Philipp Hochmair unlängst im ZDF-Dokudrama «Die Wannseekonferenz» (2022). Die Bilder erschaffen eine eigene historische Kulisse des 20. Januar 1942. Schmucke schwarze Mercedes-Oldtimer-Limousinen fahren vor. Nazi-Uniformen, SS-Mützen mit Totenköpfen entsteigen. Livrierte Kellner servieren Cognac. In der Pause gibt es Lachsschnittchen. Was wissen wir denn eigentlich genau über das Arrangement dieser Besprechung «mit anschließendem Frühstück» am Großen Wannsee?

Tatsächlich wissen wir sehr wenig darüber, was am 20. Januar 1942 um 12 Uhr am Großen Wannsee genau passierte. Wir können noch nicht einmal zweifelsfrei ein Besprechungszimmer identifizieren. Die Tische, Stühle, Frühstücksgeschirr, Notizblöcke – all das ist nicht überliefert. Wir wissen noch nicht einmal die genaue Dauer der Sitzung. Das eine gefundene Original des Protokolls, von Adolf Eichmann strategisch für Heydrich angefertigt, liegt im Archiv des Auswärtigen Amtes – nicht einmal hier können wir vor Ort mit einem authentischen Objekt dienen, sondern behelfen uns mit einem Faksimile. Uns geht es ja auch weniger um die Suggestion von Authentizität als um historische Bedeutung. Wir fragen, was das Haus der Wannsee-Konferenz repräsentiert und symbolisiert im Gefüge des NS-Staates. Was ist an diesem Ort passiert, welche Konsequenzen hatte die Besprechung vom Januar 1942, welche Vorgeschichte hatte sie und welche Nachgeschichte? Auch wenn wir alle dreißig kursierenden Abschriften des Besprechungsprotokolls im Original zeigen könnten und dazu noch etwaige Kristallkaraffen, Cognac-Schwenker etc.: Würde sich etwas grundlegend ändern für uns an der Wahrnehmung dieses Ortes? Ich denke, nicht.

Bildnachweis:  
Abb. 1 und 2: Politisches Archiv des  
Auswärtigen Amtes, Berlin.

## Die Brücke

In Glienicke ist Berlin zu Ende. Wenn man über die Brücke gefahren ist, ist man in Potsdam. Im Kalten Krieg konnte man diese Brücke gar nicht passieren, es sei denn, man war ein Spion, der ausgetauscht und in sein Friedenslager zurückgeschickt wurde.

Über die Brücke führte die Chaussee, die 1788 bis 1794 zwischen den Residenzstädten Berlin und Potsdam angelegt worden ist. Bis heute heißt sie Königstraße, denn hier war der König tatsächlich unterwegs, wenn er, wie so häufig, seinen Wohnsitz von Berlin-Mitte oder Charlottenburg ins Potsdamer Stadtschloss oder nach Sanssouci und wieder zurückverlegte. Auf Berliner Seite endete die Berlin-Potsdamer Chaussee am Potsdamer Tor. Von hier aus war es nicht weit bis zum Dönhoffplatz, Standort des Null-Meilen-Zeigers für die Entfernungsangabe nach Potsdam. Am Dönhoffplatz in der Leipziger Straße 75 stand das Palais des Ministers und späteren Staatskanzlers Karl August von Hardenberg, den König Friedrich Wilhelm III. 1814 in den Fürstenrang erhob.

Wenn dieser Staatskanzler so oft beim König in Potsdam sein musste, brauchte er, um standesgemäß zu leben, ein Gutshaus, das auf dem Weg zwischen dem Dönhoffplatz und den Potsdamer Schlössern lag. Wie gut, dass es am malerischen Ufer der Havel das Gutshaus Glienicke gab. Sein Besitzer, der königliche Generaladjutant und Oberstallmeister Carl Heinrich August Graf von Lindenau, hatte als Inhaber einer der Großen Hofchargen und Chef des Marstalls in Potsdam und Berlin ebenso allen Grund gehabt, verkehrsgünstig zu wohnen. 1814 hat Hardenberg, als er sich auf dem Wiener Kongress aufhielt, den Kauf von Glienicke abgeschlossen. Pendeln zwischen Berlin, Glienicke und Potsdam blieb fortan die Regel.

Arbeiten konnten Minister um 1800 fast so wie wir heute, hatten sie doch immer die wichtigsten Akten bei sich und konnten ihre Briefe und Depeschen von überallher durch die Post oder Regierungskuriere versenden. Es gab auch neue Verkehrsmittel zu Wasser. Am 3. Juli 1818 hat sich Hardenberg an der Glienicker Anlegestelle mit seiner Frau Charlotte, seiner Mätresse Friederike Hähnel und Mitarbeitern auf dem Dampfboot «Der Curier» «embarkiert», das heißt eingeschifft. Dieses Schiff war im Jahr